

Spektakulär: „Draußen vor der Tür“

## Drei Mann in einer Not



Ein bisschen Hoffnung im Dunkeln: Das Mädchen (Svetlana Belesova) findet am Elbufer den Kriegsheimkehrer Beckmann, von Julian Keck, Stefan Willi Wang und Frederik Bott als Leidens-Trio gespielt.  
Foto: Marion Bührle, Staatstheater

Jetzt hat er es noch mal krachen lassen, und das ist gut so: Sascha Hawemann richtet „Draußen vor der Tür“ am Nürnberger Schauspielhaus nicht nur als depressiv-drastische Rockrevue an, sondern betont auch die stillen wie die schrillen Seiten des Heimkehrerdramas.

**D**as Ende ist dann fast schon wieder versöhnlich – selbst Gott und der Teufel stoßen gemeinsam und professionell gelassen mit der Bierflasche an! Ein Beck's auf Beckmann? Zum Wohl!

Das Konzert, der Kampf ist vorüber, der Kunstnebel zieht letzte Schlieren, graues Zwielflicht liegt über der Bühne, dem Schlachtfeld, alle stehen kollegial beisammen. Und der arme Soldat Beckmann ist ja auch, was er selbst kaum mehr ahnte, noch einmal mit dem kecken Mädchen in Pink zusammengekommen, zusammengekrochen vielmehr, wie Tiere. Zwei Versehrte auf allen vieren, die sich bibbernd aneinanderklammern, weil sie sonst nichts haben. Im Licht eines Streichholzes keimt kurz neue Hoffnung auf. Aber wie lang wird es brennen?

Sascha Hawemann, der Berliner Regisseur mit radikaler Ader, hat in „Draußen vor der Tür“ zu großer Form zurückgefunden – und kassierte bei der Premiere am Samstag den verdienten Beifall. Seine Inszenierung des Klassikers von Wolfgang Borchert hatte ja nicht nur laute, grell ausgeleuchtete Szenen, mit Punkrock und Pogotanz, sondern ließ sich auch die nötige Zeit, um ganz still und leise zu werden. Und die Zuschauer – zumal die vom Lärm verschreckten – wieder sanft an der Hand zu nehmen.

Der Musiker Xell, mit seiner Gitarre stets anwesend, lieferte dafür zarte Melodien und knisternd irritierende Geräusche.

Dass daneben ein Kracher wie der „Schnaps-Song“ – klingt ja fast wie bei Brecht! – umso stärker heraussticht, ist klar. Stefan Willi Wang als einer der drei Beckmann-Darsteller – und naturgemäß der wildeste, bedrohlichste, dämonisch wie Jack Nicholson grinsende – hüpft dazu mit dem Mikro herum, als sei er schon immer Musiker. Beckmann, der Frontmann – hier im doppelten Sinn.

Aber auch der junge Frederik Bott ist eine Wucht – gerade weil er die stumme, innerlich traumatisierte, für immer kaputte Seite des Unteroffiziers Beckmann so zurückhaltend verkörpert. Ein Psycho auf Freigang, eine wandelnde Zeitbombe, die jeden Moment explodieren kann. Um Druck abzulassen, tut er es schon mal am Schlagzeug.

Bleibt Julian Keck als eigentlicher Protagonist und Leidträger, der 1946 mit Brille (hier eher Modell „Nerd“ statt „Gasmask“) und hinkendem Bein nach Hause kehrt und von allen nur abgewiesen wird – angefangen bei seiner Frau, die jetzt einen anderen hat. Keck, ja, spielt hier die Rolle seines Lebens: ein einziges Taumeln und Rennen im Kreis, ein Röcheln und Wimmern und Sterbenwollen. Eine Agonie in Raten, pure Anklage.

Drei Jahre war Beckmann im Krieg, in „Russland, Kandahar, Shithole“, wie es Hawemanns rotzfrech (und also sogar mit Trump-Zitat) angereicherte, aktualisierte Textfassung vorgibt, und dann das. Wer will seinen geschundenen Leib, sein schmutziges

bisschen Leben noch? Nicht mal die Elbe, in die er sich stürzt.

Stefan Lorch spielt diese mit Waterkant-Schmackes: als blonde Transe und Altnutte im Goldfummel, die kein Blatt vor den Hamburger Hafemund nimmt. Aber auch als jammernder Kiffer-Gott im Bademantel à la „Dittsche“ oder als Oberst, der von Verantwortung nichts wissen will, sondern nur noch vom Essen, ist Lorch grandios. Putzt wie ein Nager einen Apfel nach dem andern weg, während die drei Beckmänner, am Boden gekrümmt wie Gefallene, ihm ihre schlaflosen Nächte entgegenhalten: Die Toten, sie kommen zurück als Gespenster. „Köstlich“, freut sich der Oberst und lächt keckernd.

Bühnenbildner Wolf Gutjahr hat den nackten Raum mit Erde aufgeschüttet. Vom Feld und Grab bis zur Zirkusarena sind da alle Assoziationen erlaubt – der ganze Dreck, die Rohheit des Krieges ist präsent, elementar und sinnlich erfahrbar. Auch die Opfer auf der anderen Seite sind darin verschüttet: Svetlana Belesova erzählt – dezent, aber eindringlich – von den Massakern der Deutschen im Osten.

Umso extremer und exaltierter darf Nicola Lembach agieren: Borcherts Kabarettregisseur verwandelt sie in eine zum Schreien komische Karikatur von Gustaf Gründgens (der ja in Hamburg tätig war), als Mephisto und irrer Springteufel, der über Kunst und Theater doziert. Auch darum geht es hier, um die mögliche Darstellung des nackten Grauens, der Realität. Sascha Hawemann hat sie – manchmal plakativ, aber packend – gefunden.  
Wolf Ebersberger